

„WENN EUCH ABER DER SOHN BEFREIT, DANN SEID IHR WIRKLICH FREI!“ (CHRISTUS-)BEZIEHUNG ZWISCHEN BINDUNG UND FREIHEIT

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,¹

gerne habe ich die Einladung angenommen, diesen Tag des Geweihten Lebens mit Ihnen zu gestalten und zu verbringen. In Absprache mit der Ordensreferentin habe ich dieses Thema ausgewählt (vgl. Joh 836). Die Beziehung zu Jesus Christus ist ja der Dreh- und Angelpunkt jedes geistlichen und erst recht des geweihten Lebens. Ich habe mich im vergangenen Jahr sehr intensiv damit beschäftigt. Ich bin Mitglied der Redaktion der „Korrespondenz zur Spiritualität der Exerzitien“, einer Fachzeitschrift für Exerzitienbegleiter/innen; das letzte Heft hatte genau dieses Thema.²

1. Problemanzeige und Relevanz des Themas

Ich gehe gleich medias in res und beginne mit einem Zitat aus dem Beitrag von Sr. Dr. Johanna Schulenburg CJ. Sie ist u.a. Noviziatsleiterin der Congregatio Jesu, vormals Maria-Ward-Schwestern. Sie benennt gleich am Beginn ihres Artikels die Brisanz unseres Themas:

„Der Kirche von heute geht neben vielem anderen die Beziehung zu Jesus Christus verloren. Und vielleicht geht ihr genau deswegen auch so vieles anderes verloren. Vor allem geht den Christen ein Zugang zu ihrer eigenen Identität verloren, die sich genau in diesem Bezug zu Jesus Christus findet. ... Fragt man aber danach, ob es in der kirchlichen Verkündigung nicht auch ganz wesentlich darum gehe, Erfahrungsräume für die Begegnung mit Jesus Christus zu eröffnen, können einem Antworten begegnen wie „Der ist unverfügbar!“ oder das sei doch eher ein „evangelikaler Zugang“, was auch immer damit gemeint ist. Es wird – von Christen! – gar nicht mehr für möglich gehalten, dass sich eine Gottesbeziehung aus der real gelebten Beziehung zu Jesus Christus her gestalten (lassen) kann.

Es drängt sich das Bild auf, dass zwar immer noch die Botschaft vom Reich Gottes verkündet wird, die Bezugsperson dieser Botschaft – Jesus Christus – aber verloren gegangen ist, wie bei einem schönen Geschenkkarton ohne Inhalt.“³

Das ist eine erschreckende Analyse, der ich mich anschließe. Die schwierige Situation unserer Kirche wird meist einerseits auf den Personal- und Finanzmangel zurückgeführt, aus dem sich die Strukturkrise ergibt; andererseits auf den gewaltigen Vertrauensverlust durch den Missbrauchsskandal. Natürlich spielen diese Faktoren eine große Rolle. Aber sie sind nicht das einzige Problem. Kardinal Lehmann hatte schon vor vielen Jahren wiederholt darauf hingewiesen, dass wir uns aufgrund der fortschreitenden Säkularisierung in einer akuten Gottes- und Glaubenskrise befinden. Gott spiele eine immer geringere Rolle und der Glaube an ihn nehme zusehends ab. Ich möchte hier noch einen Schritt weiter gehen. Auch viele von denen, die noch in irgendeiner Weise an den christlichen Gott glauben, haben keine relevante und tragfähige Alltagsbeziehung zu ihm. Da muss uns der oben zitierte Befund nicht wundern. Es ist daher sicher an der Zeit, die **Gottesbeziehungskrise** zu thematisieren.

Aber bin ich dafür hier am richtigen Ort? Sind Sie die richtige Zielgruppe für dieses Thema? Wenn es noch Menschen gibt, die aus einer lebendigen Gottes- und Christusbeziehung heraus leben, dann doch wohl diejenigen, die ihm ihr ganzes Leben geweiht haben.

¹ Der Vortrag wurde ursprünglich gehalten am „Tag des geweihten Lebens“ 2024 im Bistum Mainz. Angesprochen werden daher primär Ordensleute und Mitglieder Geistlicher Gemeinschaften. Die Ausführungen wollen aber auch hilfreich sein für alle Christinnen und Christen, die sich eine lebendige und tragfähige Beziehung zu Jesus Christus wünschen.

² Korrespondenz zur Spiritualität der Exerzitien Nr. 123, 72. Jahrgang 2023. Hrsgg. von der Gemeinschaft Christlichen Lebens, Bei St. Ursula 5, 86150 Augsburg – in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft Jesu (SJ), der Congregatio Jesu (CJ) und der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Diözesen für Exerzitien und Spiritualität

³ Vgl. ebd. Seiten 54-55

Das stelle ich auch keinesfalls in Frage. Ich sehe aber dennoch vor allem zwei Gründe, warum es sich lohnt, zu Ihnen und mit Ihnen über dieses Thema zu sprechen:

Zum einen sind Ordens- und Geistliche Gemeinschaften und ihre Mitglieder seit jeher besondere Anwältinnen und Anwälte der Spiritualität in der Kirche. Das meine ich nicht exklusiv, als ob alle anderen nicht spirituell wären. Aber die meisten Gemeinschaften sind ja als Antwort auf eine spirituelle Not oder aus spiritueller Motivation als Antwort auf eine soziale Not entstanden. Daraus ergibt sich m.E. eine fortdauernde Verantwortung. Mit anderen Worten: Die Kirche braucht Sie auch und gerade heute dringend als Zeuginnen und Zeugen einer lebendigen und lebensnahen Spiritualität. In unserem Glauben aber ist diese Spiritualität, jedes wirkliche geistliche Leben, untrennbar verbunden mit einer lebendigen und tragfähigen Beziehung zu Gott in und durch Jesus Christus.

Daraus ergibt sich der zweite Grund. Auch wenn ich die grundsätzliche Verankerung der Orden und Geistlichen Gemeinschaften in der Gottesbeziehung nicht in Frage stelle: Auch hier gibt es Defizite, sei es im Blick auf einzelne Personen, bestimmte Kommunitäten oder vielleicht sogar auf ein allmähliches Verdunsten des ursprünglichen Charismas einer ganzen Gemeinschaft. Das kann und will ich weder beurteilen noch bewerten. Aber ich will es benennen, weil es auch in meiner Erfahrung verankert ist.

Ich war fast 35 Jahre als Exerzitienbegleiter tätig. Ich habe in dieser Zeit sehr viele Ordensleute, Priester und Pastoral Mitarbeiter/innen begleitet. Wie bei allen anderen Exerzitant/innen war auch hier immer wieder ein zentrales Thema: Wie gestalte, erlebe und oft auch erleide ich meine Beziehungen zu Gott und den Mitmenschen. Die meisten der Begleiteten hatten einen festen Glauben an Jesus Christus. Aber hatten sie auch eine persönliche Beziehung zum ihm?

Ich erinnere mich z.B. an einen Priester im fortgeschrittenen Alter. Er hat eine für ihn schwierige Situation zur Sprache gebracht. Wir haben uns diese Situation näher angeschaut. Dann habe ich, wie in Exerzitien üblich, vorgeschlagen: „Und nun nehmen Sie diese Situation mal mit in Ihr Gebet.“ Seine Rückfrage: „Wie meinen Sie das?“ Meine Antwort: „Erzählen Sie es noch einmal Jesus und sprechen Sie dann mit ihm darüber, so wie sie jetzt mit mir gesprochen haben.“ Erstaunte Reaktion: „Wie, mit Jesus kann man reden?“ Das war neu für diesen Priester, der sicher ein Leben lang viel gebetet hat – aber wohl keine wirklich persönliche Beziehung zu Jesus hatte.

In vielen anderen Gesprächen, nicht nur mit Ordensleuten und pastoral Tätigen, stellte sich immer wieder heraus: Die Beziehung zu Gott/Jesus Christus war eher dienstlich geprägt, so wie zu einem Chef oder einer Chefin: „Ich versuche, herauszufinden, was Gott/Jesus von mir möchte und es dann auch möglichst gut zu tun.“ Oder wie die Beziehung zu den Kolleg/innen: Man versteht sich gut, arbeitet gut zusammen. Man bittet auch mal um einen Gefallen und bedankt sich dann für die Hilfe. Aber über ganz persönliche Dinge sprechen kommt nur sehr selten vor. Das ist der Familie oder einer Freundschaft vorbehalten. Und genau das ist der springende Punkt.

2. Das göttliche Beziehungsangebot

Im Johannes-Evangelium nämlich sagt Jesus zu seinen Jüngern: *„Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe.“* (Joh 15,15). Hier macht Jesus klar: Er will keine nur dienstliche Beziehung zu seinen Jüngerinnen und Jüngern. Er bietet ihnen seine Freundschaft an. Und er geht dabei in Vorleistung. Er hat keine Geheimnisse vor ihnen. Er öffnet ihnen sein Herz.

In der „Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung Dei verbum“ stellt das II. Vatikanische Konzil fest: *„Gott hat in seiner Güte und Weisheit beschlossen, sich selbst zu offenbaren und das Geheimnis seines Willens kundzutun: dass die Menschen durch Christus, das fleischgewordene Wort, im Heiligen Geist Zugang zum Vater haben und teilhaftig werden der göttlichen Natur.“*

In dieser Offenbarung redet der unsichtbare Gott aus überströmender Liebe die Menschen an wie Freunde und verkehrt mit ihnen, um sie in seine Gemeinschaft einzuladen und aufzunehmen.“ (DV 2)

Mit anderen Worten: In Jesus bietet uns Gott selbst seine Gemeinschaft, ja Freundschaft an, eine intensive, ganz persönliche und innige Beziehung.

An dieser Stelle noch eine kurze Anmerkung zur Formulierung „*dass die Menschen durch Christus, das fleischgewordene Wort, im Heiligen Geist Zugang zum Vater haben...*“: Unser Thema ist die CHRISTUSBEZIEHUNG. Ich spreche aber auch immer wieder von der GOTTESBEZIEHUNG. Im Glauben an den dreieinigen Gott lässt sich das eine nicht vom anderen trennen. Diese Formulierung des Konzils bringt das gut zum Ausdruck.

Ich unterstelle einmal: Jeder christgläubige Mensch, der sein Leben aus dem Glauben an den dreieinigen Gott heraus gestalten und entfalten möchte, sehnt sich genau nach dieser von Gott angebotenen innigen Beziehung – völlig unabhängig von Beruf und Lebensform. Was aber macht es dann so schwer, das Angebot Gottes vorbehaltlos anzunehmen? Und woran können Gottes- und Christusbeziehung letztlich auch scheitern?

Dass die Christusbeziehung in der aktuellen kirchlichen Entwicklung genauso wie in der ganz persönlichen Spiritualität von vielen Gläubigen oft eine so untergeordnete oder schwierige Rolle spielt, ist meines Erachtens auch und vielleicht vor allem einem allgemein wahrnehmbaren Phänomen in unserer Gesellschaft geschuldet:

Viele Menschen haben ein sehr ambivalentes Verhältnis zu festen Beziehungen. Die Anzahl der allein lebenden Menschen (Singles) nimmt ständig zu. Feste Partnerschaften werden, wenn überhaupt, eher auf Zeit geschlossen und nicht mehr „bis dass der Tod uns scheidet“ (Lebensabschnittsgefährtschaft). Diese Ambivalenz entspricht einerseits der Sehnsucht nach Halt und Geborgenheit durch eine verlässliche Bindung, andererseits aber auch der Befürchtung, dadurch die Selbstbestimmung und persönliche Freiheit zu gefährden oder gar zu verlieren. Auch die Bindungen an Organisationen wie Vereine, Parteien, Gewerkschaften und auch die Kirchen und darin die Ordensgemeinschaften sind davon betroffen. Es wäre erstaunlich, wenn die Gottes- und Christusbeziehung davon unberührt bliebe.

Es geht dabei also letztlich um die Spannung zwischen Bindung und Freiheit. Wer oder was kann uns helfen, gut und konstruktiv mit dieser Spannung umzugehen?

3. Psychologische Aspekte: Bindungsstile und Bindungsverhalten

Ein alter theologischer Grundsatz gilt auch hier: „*Gratia supponit naturam*“ – „Die Gnade baut auf der Natur auf“. Gottes Beziehungs- und Freundschaftsangebot an uns ist Gnade, sein bedingungsloses und unverdientes Geschenk an uns. Dieses Angebot aber trifft auf unsere „Natur“, auf unser ganz konkretes Leben, so wie es geworden und geprägt ist durch v.a. unsere Erziehung und unsere früheren und aktuellen Lebenserfahrungen. Das gilt zunächst dafür, wie wir uns unsere zwischenmenschlichen Beziehungen wünschen, wie wir sie wahrnehmen, erleben und gestalten. Diese Muster wirken dann aber auch in unsere Gottesbeziehung hinein und bestimmen, wie wir diese erfahren und gestalten. Das ist einerseits eine längst bekannte Binsenweisheit. Andererseits aber wird diese viel zu wenig berücksichtigt in der religiösen Erziehung und Hinführung zu einer lebendigen Gottes- und Christusbeziehung.

Daher möchte ich mit Ihnen zunächst auf diese eher psychologische Seite der Medaille schauen, bevor dann die mehr spirituelle Seite in den Blick kommt.

Ich stütze mich dabei vor allem auf den Artikel, den der Pastoralreferent und Exerzitienbegleiter Dr. Stephan Trescher auf dem Hintergrund eines Vortrags des Religionspsychologen Prof. Dr. Sebastian Murken verfasst hat: „Zur Psychologie zwischenmenschlicher und religiöser Beziehungen“⁴.

⁴ Vgl. ebd. Seiten 16-34. Im Internet herunterladbar über die Seite
<https://religionspsychologie.de/de/veroeffentlichungen.php#aufsaeetze>

Unser Beziehungsverhalten wird sehr grundlegend von dem geprägt, was die Bindungstheorie als Bindungsstil beschreibt.

Die Bindungstheorie geht davon aus, dass Menschen, ähnlich wie viele Tiere, ein angeborenes, biologisch verankertes Verhaltenssystem besitzen, das den Kontakt zwischen Eltern und Kindern im Voraus festlegt: das ‚Bindungssystem‘. Es ist evolutionär bedingt, indem es zum Überleben der Kinder beiträgt. Es äußert sich z.B. in Weinen, Anschmiegen, Festklammern, Rufen – mit dem Ziel, Nähe herzustellen.

Die Eltern haben dabei für ein Kind zwei grundlegende Funktionen:

1) Sie sind eine „**sichere Basis**“, von der aus das Kind seine Umgebung erforschen kann, indem die Eltern dieses Erforschen gutheißen, nach ihm schauen, ihm ggf. helfen, sich mitfreuen;

2) und sie sind ein „**sicherer Hafen**“, in den das Kind zurückkehren kann, in dem die Eltern in Gefahrensituationen Sicherheit und Schutz bieten, das Kind willkommen heißen, sich an ihm freuen, seine Gefühle ordnen helfen. Eine sichere Bindung ist dabei die Basis für die Entwicklung von Autonomie. – Ein erster wichtiger Hinweis für das Verhältnis von Bindung und Freiheit!

Die frühen Erfahrungen werden dann in einem ‚inneren Arbeitsmodell‘ repräsentiert. Es werden nicht innere Objekte wie die Mutter oder der Vater internalisiert (verinnerlicht), sondern Beziehungserfahrungen, z.B.: „Ich kann mich auf andere Menschen verlassen“ oder aber im Gegenteil: „Immer, wenn ich auf jemand anderen mich verlasse, geht es schief. Man kann sich nur selbst vertrauen.“ Die inneren Arbeitsmodelle steuern spätere Beziehungserfahrungen und üben einen wesentlichen Einfluss aus auf die Entwicklung des Selbstwertgefühls, der Sichtweise anderer Menschen. Auch die eigenen Erwartungen an mögliche Beziehungen werden davon bestimmt. Der Bindungsstil stellt ein Persönlichkeitsmerkmal dar, das die Qualität aller späteren engen Beziehungen bis ins Erwachsenenalter hinein beeinflusst. Solche Prägungen sind in der Regel stärker als alle kognitiven Versuche, dagegen zu steuern.

In entsprechenden Untersuchungen bei Kindern wurden vier Bindungsstile gefunden:

- A: sicher,
- B: ambivalent-unsicher,
- C: unsicher vermeidend,
- D: desorganisiert.

Sicher gebundene Menschen wissen: Ich bin okay, so wie ich bin, auch wenn ich Fehler mache. Verbunden ist das mit einem recht stabilen Selbstwertgefühl, einem gesunden Selbstbewusstsein. Und, ganz wichtig: Menschen mit sicherem Bindungsstil achten auf die eigenen Emotionen und Bedürfnisse.

Ambivalent-unsicher gebundene Menschen bemühen sich sehr stark zu gefallen und anziehend zu sein. Sie können selbstsicher wirken; wenn man genau hinschaut, geht es aber immer um die Frage: „Wie muss ich sein, dass Du mich liebst?“

In unsicher vermeidenden Bindungsstilen bekommen Menschen leicht Angst vor Nähe-überflutung, weil sie entweder befürchten, vereinnahmt zu werden, oder weil sie befürchten, die Beziehung würde sowieso schiefgehen. Auch ihr Vertrauen in Beziehungen und andere Menschen ist brüchig. Es besteht oft ein grundsätzliches Misstrauen und eine große Wachsamkeit gegenüber Anzeichen von Enttäuschung oder Unerwünschtsein.

Desorganisiert gebunden bedeutet: Es gibt nicht wirklich ein verlässliches Modell. Heftige Emotionen und eine Achterbahn der Gefühle belasten die Beziehungen, und dem hält auf Dauer kaum eine Beziehung stand. Der Partner löst dann zwar Bindungsverhalten aus, stellt gleichzeitig aber auch eine Bedrohung dar, die es zu vermeiden gilt, und wird bekämpft. Vieles wird externalisiert (nach außen verlagert) und projiziert.

Diese Bindungsstile werden zu relativ robusten Persönlichkeitsmerkmalen, die auch für das Erwachsenenalter bestimmend sind. Bindungsstile zeigen sich sehr umfassend, in allen Lebensbereichen von Bindung: zu Eltern, Freunden, dem Partner/der Partnerin, wie auch zu Gott. Es ist nicht nur ein Verhaltens-, sondern tiefer auch ein Wahrnehmungsmuster: Man denkt, dass Beziehung nun einmal so ist und es jedem so geht.

Man ist dem eigenen Bindungsstil zwar nicht ausgeliefert, er ist aber nur schwer veränderbar, besonders nicht ohne fremde Hilfe. Er ist sehr tief gelernt und schwer zu überschreiben. Der erste Schritt besteht darin, sich das eigene Muster bewusst zu machen und zu bemerken, dass andere Möglichkeiten bestehen. Das Wissen allein reicht jedoch nicht, das Einprägen eines anderen Musters benötigt kontrastierende Erfahrungen.

Inwieweit lassen sich solche Erkenntnisse auch in den religiösen Bereich übertragen?

Einen sehr deutlichen Hinweis, wie sehr religiöse Beziehung analog zu menschlicher Beziehung verstanden werden kann, liefern empirische Untersuchungen des Religionspädagogen und -psychologen Bernhard Grom SJ. Er ist der Frage nachgegangen, inwieweit zwischenmenschliche Gefühle auch gegenüber Gott empfunden werden. Religiöse Gefühle sind nach Grom von nichtreligiösen Gefühlen kaum oder nicht zu unterscheiden im Hinblick

- auf den subjektiven Gefühlszustand (z.B. Liebe, Dankbarkeit, Angst, Enttäuschung),
- das Verhalten (z.B. sich verneigen, feierlichen Gesichtsausdruck annehmen)
- und die physiologischen Begleiterscheinungen (z.B. Hirnstrombilder, Atemfrequenz).

Religiöse Gefühle unterscheiden sich dadurch, dass sie sich als Liebe, Dankbarkeit, Verpflichtung und dergleichen auf das Übermenschliche richten, von dem der Gläubige beeindruckt ist. Dadurch, dass er eine Situation religiös deutet und von dieser Deutung angetrieben und berührt wird.⁵

Soweit einige zentrale Aussagen aus dem o.g. Artikel. Und damit kann ich überleiten zu den eher spirituellen Aspekten unseres Themas.

4. Spirituelle Aspekte

Unser durch unsere Prägung erworbener Bindungsstil und das damit verbundene zwischenmenschliche Bindungsverhalten lassen sich also auch auf unsere Gottesbeziehung und unsere Bindung an ihn / an Christus übertragen. D.h., auch in ihrer Gottesbeziehung haben Menschen unterschiedliche Erwartungen und Befürchtungen. Und auch das Gottesbild wird davon bestimmt: Ist Gott eher derjenige, der mir Zuflucht und Geborgenheit gibt, der mich so annimmt, wie ich bin und mich bedingungslos liebt? Ist Gott für mich die „sichere Basis“, von der aus ich mein Leben entdecken und entfalten kann? Ist er der sichere Hafen, in den ich jederzeit zurückkehren kann, auch wenn meine Erkundungen mich auf Abwege geführt haben?

Oder ist er v.a. die Instanz, die mein Leben kontrolliert und deren Erwartungen ich erfüllen muss, um angenommen und geliebt zu sein? Erwarte ich seine Belohnung, wenn ich mich in seinen Augen richtig verhalten habe? Befürchte ich seine Strafe für mein Fehlverhalten oder Versagen?

Im Gleichnis vom Vater und seinen beiden Söhnen (Lk 15,11-32) stellt Jesus diese beiden Gottesbilder einander gegenüber: Für den jüngeren Sohn ist der Vater die sichere Basis von der aus er – ausgestattet mit seinem wohl nicht nur materiellen Erbe – aufbricht, um das Leben zu erkunden und zu genießen. Und der Vater ist auch der sichere Hafen, in den er zurückkehren kann, nachdem er grandios gescheitert ist. Er wird mit offenen Armen empfangen. Der ältere Sohn dagegen sieht die Erfüllung seines Lebens darin, die Erwartungen des Vaters zu erfüllen: „*Siehe, so viele Jahre schon diene ich dir und nie habe ich dein Gebot übertreten...*“; und er ist nun enttäuscht über die ausgebliebene Belohnung: „*...mir aber hast du nie einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden ein Fest feiern konnte.*“

⁵ Vgl. Bernhard Grom, Religionspsychologie. Göttingen 1992. Seite 249

Aus dieser Haltung heraus erwartet er die Bestrafung seines Bruders und weigert sich, das in seinen Augen unangemessene Fest mitzufeiern.

Der Vater aber macht ihm und Jesus uns die Bedeutung des Geschehens klar: „*Aber man muss doch ein Fest feiern und sich freuen; denn dieser, dein Bruder, war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden.*“ (Lk 15,32)

Wer keine Gottesbeziehung hat oder aus ihr herausfällt, fühlt sich in diesem Leben verloren und ist wie tot. Darin liegt ja auch die Brisanz dessen, was ich eingangs im Blick auf die Kirche zitiert habe.

Nun gehe ich aber davon aus: Alle hier im Raum wünschen sich nichts sehnlicher, als eine lebendige Beziehung zu Gott in Jesus Christus. Sonst hätten Sie ihm Ihr Leben nicht geweiht; sonst wären Sie jetzt nicht hier. Die Frage kann aber sein: Wie persönlich, wie intim, wie lebendig erlebe ich diese Beziehung ganz aktuell?

Von den eher dienstlichen Beziehungen habe ich ja schon gesprochen. Aber manchmal geht es uns in unserer Gottesbeziehung wie dem sprichwörtlichen alten Ehepaar: Nach und nach und unmerklich ist das Feuer der Liebe erkaltet. Man lebt mehr nebeneinander her als miteinander. Man ist einander vertraut, das Miteinander ist aber mehr getragen von Routine als von inniger Liebe.

Vielleicht könnte Gott dem einen oder der anderen von uns immer wieder einmal sagen, was der Engel laut Offenbarung des Johannes an die Gemeinde in Ephesus schreiben soll: „*Ich kenne deine Taten und deine Mühe und deine Geduld ... Du legst Geduld an den Tag und hast um meines Namens willen Schweres ertragen und bist nicht müde geworden. Aber ich habe gegen dich: Du hast deine erste Liebe verlassen. Bedenke, aus welcher Höhe du gefallen bist! Kehre zurück zu deinen ersten Taten!*“⁶

Immer wieder habe ich es auch in Exerzitien oder in der Geistlichen Begleitung gehört: „Irgendwie ist mir meine lebendige Beziehung zu Jesus Christus/zu Gott abhandengekommen. Ich tue, was recht und was zu tun ist. Aber wenn ich ehrlich bin: Innerlich spüre ich nichts mehr von Gottes Nähe. Irgendwie sind wir uns fremd geworden. Und deswegen bin ich jetzt hier, suche ich Geistliche Begleitung bzw. will ich Exerzitien machen.“

5. Entwicklung der Christusbeziehung in der Dynamik der ignatianischen Exerzitien

In der Tat sind die Exerzitien nach Ignatius von Loyola ein bewährter Weg, sich ganz neu oder wieder neu in eine intensive, lebendige und vor allem freundschaftliche Beziehung zu Jesus Christus und durch ihn zu Gott einzuüben. Auch das werden zumindest die meisten von Ihnen schon erfahren haben. Ich will hier die wesentlichen Schritte dieses Prozesses in Erinnerung rufen. Sie sind auch außerhalb der ausdrücklichen Exerzitien im geistlichen Alltagsweg gültig und hilfreich. Ich bediene mich dabei der Worte von Sr. Johanna Schulenburg CJ, die ich ja schon eingangs zitiert habe. Sie fasst den Exerzitienprozess so zusammen:

„Beziehung hat mit Erfahrung zu tun – genau diesen Raum der Erfahrung ermöglichen die Exerzitien bzw. Geistlichen Übungen des heiligen Ignatius von Loyola. Sie führen in die Dynamik eines geistlichen Prozesses, der sich in einer lebendigen Beziehung zwischen Gott und Mensch entfaltet bzw. zu einer derartigen Beziehung verhelfen soll. Diese Beziehung wird dabei als solche immer tiefer.

*Die erste Woche der Exerzitien steht noch ganz unter dem Zeichen von Heilung seelischer Verletzungen, des Freiwerdens von ängstigenden und beengenden Gottes- und Selbstbildern, sowie der Umkehr und Versöhnung mit sich und Gott. Der/die Exerzitant*in lernt, mit dem gekreuzigten Christus wie mit einem Freund zu sprechen. Ignatius will für den/die Exerzitant*in aber mehr. Dieser innere Wandlungsprozess, der zu einer Neuorientierung auf Gott hinführt, soll dazu befähigen, sich für den Ruf in die Nachfolge zu öffnen.“*

⁶ Vgl. Offb 2,2-5

Im Kontext dieser Phase werden oft die Beziehungs- und Bindungsstile deutlich, die der/die Exerzitant*in im Laufe seiner/ihrer Entwicklung erworben hat, und die sich nun hilfreich oder hinderlich auf das Erleben der Gottesbeziehung auswirken. Verbunden damit sind ja auch das jeweilige Selbst- und Gottesbild mit all den sich daraus ergebenden Konsequenzen. Exerzitien sind keine Therapie. Dennoch kann es sehr heilsam sein, sich im geistlichen Prozess diesen Erfahrungen zu stellen im Vertrauen darauf, dass Gott heilen kann, was hier der Heilung und Reifung bedarf.

„Ab der zweiten Woche verdichtet sich dieser Weg der Nachfolge von Gefährtschaft mit dem lebenden Jesus über Schicksalsgemeinschaft mit dem leidenden und sterbenden Jesus in Teilhabe auch an seiner Auferstehung: „Deshalb muss, wer mit mir kommen will, sich mit mir mühen, damit er, indem er mir in der Qual folgt, mir auch in der Herrlichkeit folge“ (EB 95).“

Hier möchte ich gleich noch einmal kurz einhaken. Diese vielleicht erschreckende und jedenfalls auch missverständliche Aussage stammt im Exerzitienbuch aus dem „Ruf des Königs“.

Das ist eine Imaginationsübung, in der man sich Christus als König vorstellt, der Menschen sucht, die gemeinsam mit ihm für eine gute Sache kämpfen. Dabei war das Verhältnis zwischen einem König und seinen Gefolgsleuten zur Zeit des Ignatius keine „Dienstbeziehung“, sondern eine enge Lebensgemeinschaft auf Leben und Tod, in der das Schöne, aber auch schwierige und vielleicht Qualvolle ohne Vorbehalte miteinander geteilt wurde. Es geht hier daher nicht um eine falsche Leidensmystik.

Mit kommt dabei in den Sinn, was sich ein Brautpaar bei der Eheschließung zusagt: *„Ich verspreche dir die Treue in guten und in bösen Tagen, in Gesundheit und Krankheit, bis der Tod uns scheidet. Ich will dich lieben, achten und ehren alle Tage meines Lebens.“* Es geht nicht darum, den König Christus zu heiraten, aber genau diese Beziehungsqualität ist hier von Ignatius gemeint.

Zurück zum geistlichen Prozess: *„Dabei werden diese Phasen nicht einfach hintereinander durchschritten, sondern sie bauen eher wie Schichten aufeinander auf, die einander durchdringen, und bei denen mal mehr die Dynamik der einen Woche im Vordergrund steht, mal mehr einer anderen, je nach persönlicher geistlicher Erfahrung und je nach Lebensweg. Und der Verdichtung in der äußeren Nachfolge im Leben und Handeln Jesu entspricht eine Vertiefung in der Bereitschaft zur Hingabe und eine innere Umgestaltung dahingehend, Jesus Christus immer ähnlicher zu werden, aus dem Heiligen Geist in seine Seins- und Wirkgemeinschaft hineingeformt zu werden und wie er aus der Beziehung zum Vater zu leben, die sich in wechselseitiger Mitteilung von Liebe je neu schenkt (EB 231). Der/die Exerzitant*in vollzieht also vermittelt durch das Wirken des Geistes auf seinem bzw. ihrem je individuellen Weg die Erfahrung der Jüngerinnen und Jünger nach, wie sie uns die biblischen Berichte der Evangelien schildern.“⁷*

Wichtig ist dabei aber nicht nur der Inhalt, sondern auch die von Ignatius vorgeschlagene Methode (μέθοδος – der Weg zu etwas hin). Hier macht Ignatius deutlich, was für uns eigentlich selbstverständlich ist: Das Hineinwachsen in eine intensive personale Beziehung ist vor allem ein emotionales Geschehen, wobei die Ratio nicht ausgeschaltet werden soll. Daher empfiehlt er ab der 2. Exerzitienphase die Methode der „Betrachtung“, die vor allem darin besteht, im Umgang mit biblischen Texten immer wieder den Schauplatz zu bereiten: die Personen in ihrer konkreten Umgebung sehen; hören, was sie sagen; schauen, was sie tun. Und sich dann immer wieder auf sich selbst zurückbesinnen mit der Frage: Welche Bewegungen löst dies in mir aus? Kurz gesagt: Nicht darüber nachdenken, sondern in die jeweilige Szene hineingehen und sie miterleben. Diese Methode kennen wir vom Bibliodrama. Ignatius kannte diesen Begriff nicht. Aber was er da beschreibt ist nichts anderes, als ein nach innen verlegtes Bibliodrama.

⁷ Sr. Johanna Schulenburg, „Korrespondenz zur Spiritualität der Exerzitien“ a.a.O., Seite 56-57

Dazu gehört dann auch, dass ich in der betrachteten Erzählung meine Rolle finde und dazu vielleicht auch mehrere Rollen in meiner Imagination durchspiele und ausprobiere. So werde ich emotional Teil des Geschehens. So kann Beziehung wachsen. Das wird dann noch einmal verstärkt durch die Anleitung, am Ende der Übung, wenn man sich aus den Bildern gelöst hat, mit Jesus über das Erlebte und die damit verbundenen Bewegungen zu sprechen „wie ein Freund mit einem Freund“.

Den meisten von Ihnen wird das nicht neu sein. Ich habe aber oft genug erlebt, dass auch Ordensleute in Exerzitien zum ersten Mal in dieser Weise mit einer Bibelstelle umgegangen sind.

Die waren dann sehr positiv überrascht, was das in der Beziehung zu Jesus bewirken kann. Diese Methode braucht man aber nicht auf biblische Betrachtungen zu beschränken. Immer wieder habe ich auch vorgeschlagen: „Machen Sie in Ihrer Vorstellung einen Spaziergang mit Jesus, setzen Sie sich mit ihm auf eine Bank oder ein Sofa, laden Sie ihn zum Essen ein ... Holen Sie ihn so in ihr Leben, machen sie sich vertraut, sprechen sie miteinander und nehmen Sie wahr, was dabei geschieht.“ Diejenigen, für die das eine neuer Zugang war, haben mir immer wieder dankbar bestätigt: Das hat mir geholfen, so bin ich Jesus und Gott wieder nahe gekommen, so ist mein Gebet wieder lebendig geworden.

6. Beziehung in der Spannung von Bindung und Freiheit

Zum Schluss möchte ich nun noch ausdrücklich auf die Spannung eingehen, die im Thema des Tages und im Titel meines Vortrags formuliert ist: Die Spannung zwischen Bindung und Freiheit, die es in jeder personalen Beziehung gibt und die daher auch unsere Gottes- und Christusbeziehung berührt. Die damit verbundene Problematik habe ich ja eingangs erwähnt.

Konkret heißt die Frage: Bin ich noch frei oder zumindest wie frei bin ich noch, wenn ich eine feste Bindung zu einer anderen Person oder ggf. auch Institution eingehe? Die Antwort hängt natürlich von vielen Faktoren ab. Zunächst einmal objektiv davon, wie viel Freiheit mir die jeweilige Person oder Institution lässt, wenn ich mich an sie binde. Subjektiv spielt eine Rolle, wie ich erzogen und geprägt bin, wie groß mein Freiheitsbedürfnis ist, ob es mir eine Bindung wert ist, auf einen Teil meiner Freiheit zu verzichten usw. Jeder Mensch wird demnach diese Spannung anders erleben und bewerten. Da sind keine allgemeingültigen Aussagen möglich.

Und doch gibt es auch objektive Kriterien: ein demokratischer Rechtsstaat gewährt deutlich mehr individuelle Freiheit als eine Diktatur; liberale Eltern lassen ihren Kindern mehr Spielraum als autoritäre usw. Wie steht es da mit Gott bzw. seinem Ebenbild Jesus Christus?

Die neutestamentliche Aussage ist eindeutig und klar: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit...“ (Gal 5,1). Und diese Freiheit ist in vielen Facetten und Variationen Thema in fast allen paulinischen Briefen. Aber auch der Gott der Israeliten ist gleichsam ein Freiheitskämpfer: „Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus dem Land Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus“ – so beginnen die 10 Gebote, die nicht dazu gedacht sind, die Freiheit einzuschränken, sondern dazu, ihr dauerhaft Bestand zu geben. Es waren Menschen, die diese Freiheit immer weiter eingeengt haben durch immer neue Gesetze und damit verbundenen Drohungen und Strafen. Aus dieser Unfreiheit hat Jesus sein Volk und uns alle befreit, indem er den Bund / die Bindung mit Gott auf eine völlig neue Basis gestellt hat: auf die Hingabe seines Lebens im Kelch des neuen und ewigen Bundes. Wie sein göttlicher Vater ist auch Jesus ein Garant unserer Freiheit.

Eingeschränkt und teilweise ad absurdum geführt aber wurde die von Gott durch Jesus Christus geschenkte Freiheit im Laufe der Kirchengeschichte dann wiederum durch Menschen. Und da diese Menschen für sich in Anspruch nahmen, im Namen Gottes zu handeln und seinen Willen zu vertreten, wurde und wird bis heute verständlicherweise Gott dafür haftbar gemacht. Hier berühren wir das heikle, aber äußerst relevante Thema des spirituellen Missbrauchs. Dieser beschränkt sich nicht auf individuelles Fehlverhalten einiger Akteure. Er ist auch im kirchlichen System strukturell verankert. Zum Glück ist das in den letzten Jahren offenkundig geworden und es findet auf vielen Ebenen eine ernstzunehmende Auseinandersetzung damit statt. Ich kann das hier nicht weiter vertiefen.

Ich spreche es aber an, weil m.E. viele Befürchtungen, eine Bindung an Gott und Jesus Christus könnten uns die Freiheit nehmen, auf diese unheilvolle Geschichte zurückgehen. Hier liegt noch ein weiter Weg vor uns, um die gottgeschenkte Freiheit wieder zurück zu gewinnen.

Jedenfalls gilt, was ein französischer Bischof schon Mitte der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts im Rahmen einer großangelegten Evangelisierungskampagne der dortigen Bischöfe geschrieben hat:

„Aufgrund der Offenbarung Gottes, der Menschheit Gottes in Jesus Christus, müssen wir auch lernen, dass es sich zwischen Gott und Mensch niemals um eine Beziehung handelt, in der die Macht des Stärkeren entscheidet, sondern um eine Beziehung zwischen Freien, letztlich um eine Beziehung des Vertrauens und der Liebe.“⁸

7. Abschluss

Liebe Schwestern und Brüder, ich habe nun einen weiten Bogen geschlagen. Ich wollte und will dafür werben, dass die Bindung an Gott in Jesus Christus verstärkt oder wieder neu zum Dreh- und Angelpunkt jedes christlichen Lebens und kirchlichen Handelns wird. Die Gemeinschaften des geweihten Lebens sind dafür wertvolle Vorbilder. Sie und ihre Mitglieder stehen aber auch – wie alle Menschen im Dienst der Kirche – in der besonderen Verantwortung, sich selbst dabei immer wieder zu überprüfen und zu erneuern. Nur so können sie auch ihrer Aufgabe gerecht werden, ermutigend und bei Bedarf auch korrigierend in die Gesamtkirche hineinzuwirken. Zur Freiheit hat uns Christus befreit. In dieser Freiheit sind wir berufen, Freundinnen und Freunde Gottes zu sein.

Ich hoffe, meine Überlegungen und Ausführungen dazu haben Sie ermutigt, sich an Ihrer eigenen Christusbeziehung zu erfreuen, sie immer wieder neu zu vertiefen und lebendige Zeuginnen und Zeugen der Liebe Gottes zu sein.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

© Walter Mückstein

⁸ Claude Dagens in: Hadwig Müller u.a. (Hrsg.), Sprechende Hoffnung – werdende Kirche. Ostfildern 2001, Seite 86